Auf dem Leuchthurm.

Von Gustav Renner.

Die Dämmerung kam und legte, fast unwahrnehmbar noch, einen ganz leichten, silbernen Schleier über alles. Die Farben wurden matt, gebrochen, verschwommen. Der Himmel nahm den milchigen, halbdurchsichtigen Ton eines Opals an, und wie verloren stand darin die Mondsichel, bleich und ohne Leuchtkraft. Ringsum alles still, sinnend, wie nachdenkend über den Tag, der vergangen war und nie wiederkam. Auch das Meer war ruhiger geworden und schob nur leise, leise die breitflächigen, müden Wellen den Strand hinauf und sog sie ebenso wieder ein.

Weiterhin am Ufer lag das Stranddörfchen, aber es regte sich nichts darin, denn es war Sonntag, und die Bewohner saßen in der Kirche, die mit ihrem dicken, runden Thurm und den kleinen Fenstern in den alten, festen Steinmauern fast wie ein kleines Kastell aussah.

Hier hinaus aber, zu dem Leuchtthurm, der nur durch einen ganz schmalen Pfad mit dem Land verbunden war, drang weder der volle, dröhnende Wohllaut der Orgel, noch der Gesang der Gemeinde. —

Der alte Leuchtthurmwächter stieg mühsam die enge Wendeltreppe hinauf. Nach kaum zwanzig Stufen mußte er immer einhalten und mit keuchender Brust Athem schöpfen. Das war beschwerlich, aber wenn man nur oben war, so war es gut.

Ja, droben war es gut. Dort war es still.

Der rings von dicken Glaswänden umgebene Raum, in dessen Mitte der Leuchtapparat angebracht war, bot allerdings nicht viel mehr Platz, als für einen kleinen Tisch, einen Stuhl und eine Etagere, auf der einige Bücher lagen, erforderlich ist.

Hier saß der Alte jeden Nachmittag und wartete, bis es dunkel wurde. Von unten herauf sprach das Meer, schmeichelnd, zärtlich, klagend oder drohend. Es vereinigte alle Empfindungen der menschlichen Seele in sich, nur in's Ungeheure vergrößert. Wenn das Wetter ruhig und der Himmel klar war, dann lag die See und schlief, und die Sonne deckte einen unendlich feinen, flimmernden Lichtschleier über sie, und wenn eine der lautlos dahinschwebenden weißen Möwen die Spitzen ihrer langen Flügel in den glänzenden Spiegel tauchte, so erzitterte dieser leise in traumhaftem Schauer.

Dann war die See schön und verlockend und weckte eine tiefe Sehnsucht nach Ländern voller Licht und Glanz und Frieden und Glück.

Aber verlockend ist sie auch, wenn sie zürnt und es heraufklingt in tausend Stimmen, wild, schrill, dumpf und gewaltig, als hätte sich eine zahllose Menge seltsamer Ungeheuer aus der Tiefe erhoben, die miteinander kämpfen und nur einig sind in dem einen Wunsch, zu vernichten. Und dazwischen brüllt und pfeift der Sturm, unerbittlich anspornend, und Welle auf Welle hebt sich mit einem tiefen, gurgelnden Ton und stürzt sich über die nächste, um dann, verstärkt, nach dem Land hinzurollen. Dort angelangt, voll wilden Unwillens über den Widerstand, zieht sie sich erst zurück, als wolle sie Athem schöpfen, richtet sich dann, mit dem Brüllen eines Raubthiers, doppelt hoch auf und stürzt sich wie in sinnloser Wuth über die Klippen.

Wenn aber der Sturm gestillt ist und das Meer ruhiger wird und der Mond, durch eilig dahinziehende Wolken abwechselnd verdeckt und enthüllt, irrende Lichter auf das Wasser wirft, dann klingt aus der durch die Dünung erzeugten Brandung ein Singen herauf, mächtig anschwellend bis zum höchsten Diskant, begleitet und abgelöst von einer tieferen, volleren Stimme — die Sirenen, die Sirenen!

Wie viele Jahre hatte er es gehört, dieses wilde, sehnsüchtige, verlockende Lied, das auch ihn einst hinausgetrieben, bis er, müde des Suchens nach einem unbekannten, traumhaftenGlück, hierher zurückgekehrt, von wo er einst ausgegangen. Ja, er liebte die See und haßte sie doch zugleich, sie erschien ihm wie ein wildschönes Weib, unbändig, unersättlich, das ihn mit allen seinen Hoffnungen verrathen hatte und dessen Zauber er trotz allen Grauens sich nicht entziehen konnte.

Nein, das war vorbei. Er haßte sie nur noch, und wenn er auf der schmalen Gallerie, die vor der Laterne angebracht war, stand, so fühlte er sich als den Herrn des Meeres.

Und war er nicht hier der Herrscher über Leben und Tod? Eine Unvorsichtigkeit, eine Nachlässigkeit konnte unberechenbares Unglück herbeiführen. Aber das wird nie geschehen, so lange er hier oben steht; was an ihm ist, so wird er dem launenhaft tückischen Element jedes Opfer entreißen. Wie das Meer ihn betrogen hatte, so sollte es auch betrogen werden, und wenn es tief da unten grollte und stürmte und mit unartikulirten, wilden Lauten nach Beute schrie, dann bereitete es dem Alten eine freudige Genugthuung, den blendenden Lichtstrahl hinaussenden zu können, daß er denen, die da draußen der Willkür des Wassers preisgegeben waren, den Weg weise, sie tröste, warne, ermuthige und leite.

Ja, nun haßte er die See. Sie hatte ja nicht allein alle die jugendlichen Erwartungen und Hoffnungen getäuscht, sondern hatte ihn — und das war das Schwerste — an seiner tiefsten, verwundbarsten Stelle getroffen, eine Wunde hinterlassen, die immer wieder aufbrach und aus der jene schreckhaften Träume aufstiegen, die ihn nicht schlafen ließen. Wie oft war es ihm, wenn er sich zur Nacht auf dem Bett hin und her wälzte, als riefe ihn eine Stimme, eine so wohlbekannte Stimme, angstvoll und flehend, wie die eines Ertrinkenden, so daß er aufstand und an den Strand hinunterlief.

Dort saß er dann oft lange und sah auf das Meer hinaus, das sich in der Nacht wie eine schwarze Wand gegen den Himmel erhob, undurchdringlich und räthselhaft finster, unzugänglich jeder Frage und Bitte.

Warum hatte es ihm das Einzige noch genommen, das ihm nach einem langen, enttäuschungsreichen Leben noch geblieben war? Warum auch ihn, den einzigen Sohn, an sich gelockt? Und wer wußte, ob es ihn nicht schon längst verschlungen hatte, ihn, wie so viele tausend andere, die da unten lagen und deren klagende Stimmen zwischen dem Dröhnen und Brausen der Wogen hervordrangen, ein klagender Gesang der Versunkenen all der Jahrhunderte, der mit jedem Jahr, mit jedem neuen Opfer wuchs und anschwoll zu einem gewaltigen, herzzerreißenden Chor.

Hatte er denn nicht alles gethan, um seinen Sohn vor diesem Schicksal zu bewahren? Ach ja — und doch war es vergeblich gewesen.

Was hatte es geholfen, daß er den halberwachsenen Jungen nach demBinnenland zu einem Kaufmann in die Lehre brachte? Daß er all die beweglichen Bitten in den Briefen des Sohnes, der es in diesem Beruf nicht aushalten konnte, unbeachtet ließ? Eines Tages hatte der Junge, bestaubt und abgerissen, wieder an dieThür geklopft. Er war einfach davongelaufen und hatte den weiten Weg zu Fuß gemacht, ohne ein Stück Geld, im Freien oder in Bauernhäusern nächtigend. Auf die Frage, was er hier suche, erklärte er, daß er auf die See gehen wolle, denn ein solches Leben ertrage er nicht länger.

Der Alte antwortete darauf nichts, sondern hieß ihn nur sich waschen und umkleiden. Dann schickte er ihn in's Bett.

Am andern Morgen nahm er den Sohn, ohne sich an dessen Fragen und Bitten zu kehren, bei der Hand und fuhr mit ihm nach der Stadt zurück.

Nach sechs Wochen war der Knabe wieder da, diesmal störrisch, eigensinnig und verbittert. Er sagte kein Wort, selbst als ihn der Vater schlug, sondern wiederholte nur, daß er doch zur See gehen werde.

„Das wollen wir sehen!" sagte der Alte darauf, und brachte ihn mit Gewalt abermals zurück, diesmal in ein anderes Geschäft, da man ihn auf der ersten Stelle nicht mehr haben wollte. Dort verließ er ihn mit schweren Drohungen für den Fall, daß er auch da nicht aushalte.

Es ging eine Weile, aber der Vater hörte nichts Gutes von ihm. Der Junge wurde liederlich und nachlässig, auf briefliche Ermahnungen antwortete er gar nicht oder nur das eine: „Laß mich doch gehen! Ich will zur See, und wenn Du das nicht zugiebst, so werde ich eben leben, wie ich muß und will!"

Eines Tages aber war der Junge verschwunden und mit ihm eine Summe Geldes. Seitdem hatte man nichts mehr von ihm gehört, außer daß er in Hamburg zur See gegangen sein sollte.

Wo war er jetzt? Und lebte er überhaupt noch? Vielleicht lag er längst da unten in der Tiefe und schlief, traumlos und sehnsuchtslos. Aber was half das ihm, dem Vater, in dessen Seele er noch lebte und immer leben würde als quälende Erinnerung, mit stummen Vorwürfen und Anklagen auf den Lippen.

War er nicht vielleicht zu hart gewesen gegen den Knaben? Hätte er nicht vielleicht mit Liebe erreicht, was die Gewalt nicht vermocht hatte? Doch er hatte ja das Beste seines Kindes gewollt! Ja, aber besaß er überhaupt das Recht, selbst wenn er der Vater war, ihm das, was er für das Beste hielt, aufzuzwingen? Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn er nicht so gehandelt hätte, oder es würden wenigstens nicht diese nagenden Vorwürfe, diese immer quälende Reue an ihm zehren.

Ach ja, das Leben ist hart und unbarmherzig, Tag um Tag kommt und Nacht um Nacht und zerbröckelt und zermürbt an einem, bis nichts übrig bleibt, als eine dumpfe, stumpfe Ruhe und zuletzt das Schweigen, in das man hineinsinkt, wie in das Meer, und wo man für immer vergessen wird.

Der Alte hatte die Augen geschlossen, aber er athmete tief und schwer. Allmälig wurde es ruhiger und ruhiger in ihm, eine wunderliche, erwartungsvolle Stille umgab ihn, daß er kaum noch zu athmen wagte, um sie nicht zu stören. Und diese Stille war zugleich Licht, ein mildes, schattenloses Licht, das das ganze kleine Gemach erfüllte und alle Gegenstände darin durchtränkte und durchleuchtete, so daß er sogar durch dieWände hindurchsehen konnte, auf das Meer, das in stillem Glanz weit ausgebreitet dalag.

„Was ist das?" dachte der Alte. „Die Sonne ist doch schon untergegangen. Was ist das für ein Licht?"

Er rührte sich aber nicht von seinem Sitz, denn er fürchtete, daß das friedvolle Entzücken, das ihn durchströmte, dann aufhören würde.

Der Himmel war klar und strahlend, und dem Alten schien es, als weite er sich vor seinem Blick mehr und mehr, als müsse aus diesem räthselhaften, tiefen Blau etwas hervorbrechen wie eine unfaßbare Freude, ein Glück, das nicht mit Namen zu nennen war, eine überschwengliche Antwort auf alle seine Fragen, auf alles, was er gewünscht und gehofft und gelitten.

Am äußersten Horizont schwamm ein einziges weißes Wölkchen, es blähte sich und näherte sich mehr und mehr, und nun sah er, daß es dasSegel eines Schiffes war, das ganz still und leicht über das Wasser daherkam, gerade auf ihn zu.

„Das ist seltsam," verwunderte sich der Alte. „Es geht doch kein Lüftchen, und doch segelt das Schiff so schnell, und alle Segel sind beigesetzt." Und eine fast ängstlich zitternde, erwartungsbange Freude erfaßte ihn.

Das Schiff kam immer näher, und nun sah er, daß Jemand am Bugspriet stand, die Hand über die Augen hielt und nach ihm ausschaute, ja, gerade nach ihm.

„Ist das nicht Jens," dachte der Wärter. „Er hat ja einen Bart, und damals war er noch ein glatter Bursche, aber es ist Jens."

Ja, und was war denn das? Ist es nicht, als ob das Meer zu singen anfinge, lauter, schwellender, mächtiger? Oder ist es eine Orgel, eine ungeheure Orgel? Wie denn? Und diese hohen Töne dazwischen — ist das nicht Harfenklang? Freilich, ja. Es sind ja Saiten ausgespannt zwischen Himmel und Meer, goldene Saiten, und der Wind fährt durch sie hindurch und weckt diese seltsamen Töne. Das ist doch wunderlich.

Und was für ein Geschrei ist da unten? Als ob Hunderte von Menschen da ständen und riefen. Wenn man sie nur verstehen könnte! Ja, und auch Schüsse dazwischen.

Jetzt ist das Schiff gleich am Ufer. Der Lärm wird größer, und die Schüsse mehren sich. Und Jens — wie er so ruhig dasteht und nach dem Vater hinschaut! Sein Gesicht ist bleich und bewegt sich nicht — kennt er ihn denn nicht mehr? Nein, sieh doch, jetzt lächelt er, aber es ist doch ein wunderliches Lächeln. Nun, das thut nichts.

Wozu aber dieser Lärm? Er wird immer brausender und betäubender. Ach ja, jetzt weiß er's. Die Leute empfangen Jens, und sie rufen ihm zu, alle, alle, und die Schüsse sind ja Freudenschüsse. Nun, das ist gut von den Leuten, das ist gut, das ist gut. Das hätte er gar nicht erwartet, sie waren also doch nicht so — —

Aber, nun mußte er doch Jens entgegengehen, er vor allen anderen.

Er wollte sich erheben, vermochte es aber nicht. Die Glieder versagten ihm den Dienst. Doch, wie wunderlich: er saß ja unten am Strand, und nun stieg Jens aus, geradezu in's Wasser. Nun, das war nicht schlimm, denn hier war es seicht. Warum aber waren die Menschen auf einmal still? Eine tiefe Stille ringsum. Seltsam, daß man auch keinen sah, man fühlte es nur, daß sie alle versammelt waren und stumm auf ihn und Jens blickten. Ja, und der kam nun daher durch das Wasser und streckte die Arme nach ihm aus und lachte, lachte so herzlich, wie er es als Kind gethan hatte.

Warum kann er nur nicht aufstehen? Es geht nicht, nein. Und Jens kommt — aber warum biegt er nicht nach rechts ab? Er muß doch wissen, daß vor ihm eine Untiefe ist, das wußte er doch als Kind schon. Doch er geht gerade darauf zu, immer mit seinem glücklichen Lachen.

Eine furchtbare Angst ergreift den Alten. Er versucht zu schreien und vermag es nicht. Wie soll er ihn warnen?

Ja — und was ist das? Hinter Jens taucht etwas hervor aus dem spiegelnden, durchsichtigen Wasser, etwas Weißes, Schimmerndes. Ist das ein Weib? Ein nackter, feuchter Leib, ein fremdartig = schönes Gesicht. Um den Mund liegt ein Lächeln, grausam, hart, und doch verführerisch und lockend. Groß, weit offen, lidlos, von unbestimmter Farbe, stetig wechselnd zwischen tiefstem Blau bis zum hellsten Grün. Das Gesicht von Haaren umgeben, die, goldig = grün, lang nachschleppen im Wasser, in das sie ganz übergehen. Und hat sie nicht Schwimmhäute zwischen den Fingern?

Und Jens ahnt nichts. Was will sie von ihm? Sie hebt sich, tückisch lächelnd, über ihn hinaus, dann beugt sie sich von hinten über ihn, reißt ihm leidenschaftlich den Kopf zurück und küßt ihn auf den Mund. Er wehrt sich nicht, er kann sich nicht wehren, und so sinken beide, Mund auf Mund, tiefer und tiefer.

„Jens! Jens!" klingt es klagend und stöhnend oben in der Stube des alten Leuchtthurmwärters, dann wird es still....

Unten am Strand wimmelt es von Menschen. Sie schreien, laufen, stürzen, raffen sich wieder auf und laufen weiter. Vereinzelte Lichter von Laternen und Fackeln springen und zucken über bleiche Gesichter, erhobene Hände, über die Klippen und den feuchten Sand. Welle auf Welle, vom Sturm emporgehoben und wieder niedergedrückt, rollt heran, zerschellt am Fels und spritzt den Schaum weithin über die harrende Menge.

Weiter oben auf den Klippen steht ein ganzer Haufen Menschen zusammengedrängt, nur als dunkle Masse in der Finsterniß erkennbar. Plötzlich ein scharfer Knall — und zischend zieht eine Rakete in leuchtendem Bogen über den schwarzen Himmel.

Sie bringt die Rettungsleine.

Eine zweite folgt. Eine dritte, noch mehr. Sie ziehen hinaus, verheißungsvolle, lichte Boten in der starrenden, ungewissen Finsterniß, gefolgt von den angstvollen Blicken der versammelten Menschen und begleitet von deren Wünschen.

Werden sie Rettung bringen? —

Was war geschehen? Man saß in der Kirche mit dem beruhigenden Gefühl der Sicherheit, und das unaufhörliche Summen des Meeres begleitete den Gesang der Gemeinde und vermischte sich mit ihm zu einer vollkommenen Harmonie zwischen Mensch und Natur.

Mit einem Mal wurde es dunkler. Der Himmel, durch die theilweise farbigen Fenster hier und da nur sichtbar, zeigte ein fahles, dunkles Gelb. Eine brütende Stille, gleich einer Gewitterwolke lägerte sich über der Versammlung. Um dieses bange Schweigen zu unterbrechen, stimmte der Lehrer die Orgel an, aber Niemand fiel mit Gesang ein. Der eine oder andere erhob sich schon, von einer stillen Angst getrieben, von der er dem Nachbar sich nichts zu sagen getraut. Die Frauen beugten sich tiefer auf die Gesangbücher und murmelten leise Gebete.

Ein Windstoß. Die Fenster klirrten und ihre bunten Farben leuchteten plötzlich geisterhaft auf unter einem Blitz. Ein paar Ziegel schollerten über das Dach draußen und fielen krachend zur Erde. Man sprang auf und drängte rasch der Thüre zu, ohne auf den Prediger zu hören.

Was war das? Ein Schuß!

Die Thür wurde von außen aufgerissen. Ein paar Greise und Kinder, die zu Hause geblieben waren, standen draußen und schrien. Niemand verstand es. Durch die offene Thür drang das Brausen des empörten Meeres herein. Der Himmel war ganz schwarz geworden. Der Sturm fegte heulend dicht am Erdboden hin, daß man sich fest aneinander halten mußte. Wieder richtete sich die Natur gegen den Menschen auf, wieder begann sie den endlosen Kampf mit ihm.

Wieder ein Schuß. Noch einer. Das kommt vom Meer her.

„Ein Schiff! Ein Schiff in Gefahr!"

Man drängt zum Strand. Einige holen Fackeln, andere laufen nach dem Schuppen, um die Rettungsgeräthschaften herbeizuschaffen. Der Strandvogt schreit. Man hört ihn nicht, der Sturm verschlingt seine Worte. Aber man weiß auch so, was zu thun ist.

Warum brennt das Leuchtfeuer nicht? Erst jetzt bemerkt man es. Hundert Augen richten sich hinauf nach dem Thurm, der, kaum erkennbar in der Dunkelheit, schweigend und ernst in all dem Lärm da draußen auf der Landspitze steht.

Was ist das mit dem Alten da oben? Wenn man nur da hinaus könnte. Aber das ist unmöglich. Der schmale Verbindungsweg ist längst von den Wogen überschäumt. Und jedes Boot wäre unrettbar verloren.

Rakete auf Rakete fliegt hinaus. Die Kanonenschüsse schweigen. Ist alles umsonst? Sind alle auf dem Schiff verloren? Vermag das rettende Tau keinen zu erreichen? —

Es wird stiller. Der Sturm legt sich mehr und mehr. Nur die Wogen beruhigen sich noch nicht. Sie bringen einige Planken. Ein Kompaßhäuschen treibt an. Halt! Ist das ein Mensch, das Dunkle dort? Bootshaken her! Man zieht es heran. Eine Wassertonne.

Aber dort, dort! Das Seil strafft sich. So hat es doch einen erreicht? Hilfe her! Zieht, zieht!

Noch immer schweigt das Licht dort oben auf dem Thurm. Man wird morgen mit dem Alten abrechnen. Hat er nicht alle da draußen auf dem Gewissen?

Zieht, zieht!

Ein Mensch, ja! Um Gott — fest! Eine Woge kommt, sie wirft ihn an die Klippen. Ob er davongekommen ist?

Langsam kommt es daher, eine dunkle Masse, auf- und niedertauchend. Jetzt ist es am Strand. Es ist ein Mann. Das bärtige Gesicht ist ruhig, still, bleich. In der Hand hält er ein Büschel grünen Seetangs, es sieht fast aus wie Frauenhaar.

Noch eine Fackel her. Der Vogt beugt sich über ihn.

„Da ist nichts mehr zu helfen. Aber — habe ich den nicht schon einmal gesehen?" —

Der Leuchtthurm steht noch immer da, schwarz und schweigend. Morgen wird ein anderer das Licht anzünden müssen.

Bei der Kurmusik.

Von Domino.

Die Kurmusik intonirte den Marsch aus Suppés „Leichte Cavallerie". Drei Damen, die an einem Tische im Freien saßen, schlossen dabei Bekanntschaft. Erst sprach man über die Kinder; das Bildniß eines reizenden Baby, das eine der Damen als Broche trug, gab den Anlaß dazu. Dann über die Dienstboten. Schließlich über die Männer, und da wurde des Gespräch erst recht interessant. Es stellte sich nämlich heraus, daß alle drei Damen leidenschaftliche Anhängerinnen der Frauenemanzipation waren.

„Es freut mich, so wackeren Genossinnen zu begegnen," sagte die stärkste der Damen, eine sehr entschlossen in die Welt blickende Frau von etwa vierzig Jahren mit der Röthe der Gesundheit auf den Wangen und schlicht zurückgestrichenem, leicht angegrautem Haar. „Ich glaube, schon etwas für unsere Sache gethan zu haben. Ich bin nämlich seit zehn Jahren Redakteurin einer Frauenzeitung, die zu den Fragen der Zeit sehr entschieden Stellung nimmt. Seit zehn Jahren spreche ich zum Volke und wirke für die Unabhängigkeit der Frau. Ich bin ledig geblieben, abgestoßen durch die lächerlichen Ansprüche der Männer, die in den Frauen nur Puppen sehen, die sich zu ihrem Ergötzen putzen sollen, die in dem Weibe nur ein Spielzeug sehen und wenig danach fragen, ob sie ihnen eine wackere, tüchtige Gefährtin und ebenbürtig von Geist ist. Ich könnte eine Geschichte davon erzählen — ja, warum soll ich sie Ihnen nicht erzählen? Aus meinem Leben. Sie müssen nämlich wissen, daß ich auch einmal den allgemeinen Brauch mitmachte, als Puppe, Haubenstock und wandelndes Modejournal einherging. Lediglich aus Gedankenlosigkeit. Man thut, wie die anderen Leute thun, ohne viel darüber zu grübeln. So auch ich. Ich mußte zu jeder Jahreszeit meine Modekleider, meine Modehüte, meine Modeschuhe haben, ich trug ein Mieder und brannte mir die Stirnhaare zu Löckchen. Ich hatte einen Verehrer, einen Bräutigam beinahe, denn wir waren nahe daran, uns zu verloben. Ich hielt ihn für einen Mann von ernster Gesinnung, der, abgesehen davon, daß ich ihm gefiel, auch meine geistigen und moralischen Eigenschaften zu schätzen wußte. Er war aber nicht besser als die anderen. Eines Tages zog er sich plötzlich von mir zurück. Ich war damals noch sehr jung, aber doch nicht das Weib, das so über sich hinweggehen ließ. Was hatte ich verbrochen? Was hatte ich gethan, um eine Mißachtung zu verdienen, die die Lösung der Beziehungen allein rechtfertigen konnte? War meine Jugend bemakelt, hatte ich leichtfertige Ansichten, war ich ihm zu unwissend oder zu beschränkt? Ich stellte mir den Mann bei passender Gelegenheit. Und wissen Sie, was er mir erzählte? Wir waren einmal mitsammen spazieren gegangen, es war feuchtes Wetter gewesen und meine Stirnlöckchen hatten sich aufgelöst. Das hatte den Mann „ernüchtert", wie er sagte. Er könnte kein Fehl an einem Bilde sehen, das er liebgewonnen hätte! Aber war ich nur ein Bild gewesen, ein todtes Bild ohne Herz und Seele, ein leeres Dekorationsstück für's Haus? Die Empörung stieg mir derart in die Kehle, daß ich — das einzige Mal in meinem Leben — kein Wort hervorstoßen konnte. Sprachlos wandte ich dem Manne, den ich so sehr überschätzt hatte, den Rücken und ging meiner Wege. Vergebens suchte er später wieder eine Annäherung. Mein weibliches Selbstgefühl war auf's Tiefste verletzt. Ich ließ ihm sagen, er möge sich eine Putzdocke ins Haus nehmen, die im Spielwaarenladen zu kaufen sei. Das genüge ihm, ich aber fühle, daß ich mehr sei. Und aus wars. Und nie mehr ließ ich einen Mann so weit an mich heran kommen. Und unermüdlich war ich von da ab in Wort und Schrift thätig, um das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander gründlich zu ändern."

Die Kurkapelle, die schon eine Weile gefeiert, begann den schönen Choral zu spielen: „O Haupt voll Blut und Wunden!"

Die Frauenrechtlerin horchte auf die stimmungsvollen Klänge, sichtlich erregt durch das Unrecht, das ihr widerfahren. Ihr Gegenüber, die Dame mit der Brillantbroche, eine Frau mit üppigem, blonden Haar und lebhaften Augen, ergriff das Wort und sagte:

„Verzeihung! Ich trete ja auch für alle diese Dinge ein, ich glaube, die Ehe müsse mehr sein, als was sie gemeinhin ist, und ich habe die meinige auch so gestaltet, wie sie sein soll, zu einem richtigen Seelenbunde, zu einer geistigen Gemeinschaft, in der kein Theil eine Ueberlegenheit geltend machen darf. Aber was Ihre Geschichte anbelangt — da theile ich nicht ganz Ihre Auffassung: Ich glaube, die hat mit der Stellung der Geschlechter zu einander nichts zu thun. Es handelt sich hier um ein bestimmtes ästhetisches Empfinden des einen Theiles, das ich sehr wohl verstehe. Ihr Verehrer liebte in Ihnen die Schönheit, eine gewisse Vollkommenheit in ihr — und in dem Augenblicke, da sich Ihre Löckchen auflösten und Ihr Gesicht dabei einen anderen Ausdruck, sagen wir einen nüchternen, prosaischeren Eindruck gewann, stürzte er aus allen seinen Himmeln. Er konnte es nicht vertragen, daß sein Ideal einen Reiz verlor, der es über hausbackene Alltäglichkeit emporhob. Dieses Empfinden verstehe ich, theile ich sogar — man gewöhnt sich ja an manches in der Ehe — aber glauben Sie mir, verehrte Frau, als ich meinen Gatten, den ich in den Salons stets im correktesten Dreß, als wahres Mode = Gigerl sah, das erste Mal im Schlafrock und Pantoffeln erblickte, habe ich geweint und war den ganzen Tag verstimmt. Die Ehe bringt ja noch manche solcher Verstimmungen, man ist aber einmal darin, man findet sich damit ab. Tritt aber eine solche vorzeitig ein — nun, da begreife ich, daß Manchem bange wird, daß er bei dem ersten bitteren Vorgeschmack lieber auf die ganze Pastete verzichtet. Das ist eine Empfindung, die bei dem Weibe viel häufiger vorkommt als beim Mann. Hätte ich meinen Gatten früher in Schlafrock und Pantoffeln gesehen, ich würde ihn vielleicht nie geheirathet haben. Es wäre eine Dummheit gewesen, denn ich bin mit ihm recht glücklich geworden. Doch das Recht, gewisse Dummheiten zu machen, möchte ich Mann und Weib gewahrt wissen, nämlich jene, die einer freieren Empfindung entspringen. Es sind nicht gerade die schlimmsten."

„Wenn sich aber die Verschiedenheit der Charaktere, der Empfindungen und Auffassungen erst in der Ehe kundgiebt, was dann?" fragte die dritte der Reisegefährtinnen, eine Frau von blassem, etwas nervösem Antlitz mit dunklen Augen und dunklem Haar. „Was dann?" wiederholte sie, als die beiden anderen Damen schwiegen. „Dann müßte sich die Ehe logischerweise unglücklich gestalten und in die Brüche gehen — es wäre dann, daß die betheiligten Parteien ein Compromiß schlössen, daß sie den Entschluß faßten, einen Theil ihrer Grundsätze des lieben Friedens willen preiszugeben. Ich will Ihnen etwas sagen, verehrte Frau," wandte sich die Sprecherin an die Redakteurin, „ich schwärme geradezu für die Grundsätze der neuen Ehe, für die Sie kämpfen, es ist die Idealehe, und ich wünsche nichts sehnlicher, als daß sie die Ehe der Zukunft werde. Aber bis dahin, bis sich der gewaltige Umschwung in den Meinungen, Auffassungen und Grundsätzen vollzogen hat, bleibt uns nichts übrig, als uns mit solchen Compromissen weiterzuhelfen. Mein Leben ist förmlich eine Illustration dieser Thatsachen, die sich aus der Natur der Dinge ergeben. Ach, wie sonnig erschien mir alles, als ich heirathete. Ich und mein Mann wir liebten uns zärtlich, wir lebten im Wohlstand, und die Zukunft lag vor uns wie eine Reihe froher Feste . . ."

Die Dame machte eine Pause — war's wegen der lauten Klänge des Hochzeitsmarsches aus Mendelssohn's „Sommernachtstraum", die aus dem Zelt der Kurkapelle herüberklangen?"

„So zärtlich mir aber mein Gatte zugethan war," fuhr dann die Dame fort, „seine Leidenschaft verrauchte bald, wie das schon manchmal vorzukommen pflegt. Er schien nicht übel geneigt, seine frühere Rolle als Herzensbrecher in der Gesellschaft wieder weiterzuspielen. Ich litt einige Jahre sehr unter seiner Vorliebe für die kleinen Abenteuer, und alles in mir empörte sich, als ich wahrnahm, daß er mit dem Austoben gar nie fertig werden wollte. Er war allerdings noch jung, aber es hatte den Anschein, als sollte und wollte er gar nie im Leben zu toben aufhören. Eines Tages verließ ich nach einer heftigen Scene mit meinem Töchterchen das Haus des ungetreuen Mannes und kehrte zu meinen Eltern zurück.

Zehn Jahre verflossen so, und ich hatte reichlich Gelegenheit, mich als emanzipirte Frau zu bethätigen. Außer der Erziehung meiner Tochter hatte ich keine andere Beschäftigung, als die Frauenfrage zu verfolgen. Lebhaft fesselte mich alles, was damit zusammenhing, weil ich in den zehn Jahren meiner Verlassenheit so manches Unrecht, das die gesellschaftlichen Vorurtheile für die Frau bereit halten, selbst empfinden mußte. Nicht meinen Gatten traf das gesellschaftliche Verdikt, der die Ehe verletzt hatte, sondern mich, die ich sie hochhalten wollte. Als eine von ihrem Gatten getrennt lebende Frau wurde ich überall schief angesehen, und selbst die Thatsache, daß mir mein Mann willig die Erziehung meiner kleinen Tochter überließ, was ja sein besonderes Vertrauen zu meiner Lebensführung bezeugte, machte meine Stellung nicht günstiger. Ich erlitt die schmerzlichsten Erfahrungen, und mehr als einmal bedachte ich unter Thränen, ob es nicht doch besser sei, wenn das Weib sich des Schutzes eines Mannes versichere, gleichviel, ob es auch manche Opfer in der Ehe bringen müsse. Und ich zitterte vor dem Augenblick, da sich zu meiner Hilflosigkeit die meiner heranwachsenden Tochter gesellen würde, ein junges Mädchen, deren Erbtheil das Unrecht sein mußte, das mir zugefügt wurde.

Da widerfuhr mir in diesem Frühling ein kleines Abenteuer. Ich machte in Berlin im Grunewald eine Spazierfahrt auf meinem Zweirad, als es plötzlich krachte; die Maschine brach, und ich stürzte der ganzen Länge nach auf die Straße hin. Ich hatte mir zum Glück nichts gethan, aber der Sturz war so heftig gewesen, daß ich kein Glied zu rühren vermochte und sich nur ein leises Aechzen meinen Lippen entrang. So lag ich einige Minuten. Da streckte sich mir eine Hand entgegen, ich sah nur eine Radfahrer-Gestalt vor mir und griff zu. „Haben Sie sich verletzt?" fragte der Fremde. Ich erhob mich mühsam. „Ich danke, mein Herr," sagte ich, ohne noch zu wissen, ob ich die Frage wirklich verneinen konnte. Da merkte ich, wie die Hand, die ich noch immer hielt, bei den Ton meiner Stimme zurückzuckte. Ich blickte auf — mein Gatte stand vor mir. Wie eine reine Fügung der Vorsehung empfand ich es blitzartig, daß er, der zu meinem Schutze eigentlich berufen war, mir in dem kritischen Augenblicke die Hand geboten hatte. Aber ich sagte nichts und ging nur neben ihm einher, die zerbrochene Maschine vor mich hinschiebend.

Plötzlich fühlte ich meine Hand ergriffen. Einen Augenblick später fühlte ich einen heißen Kuß und eine heiße Thräne darauf. Und mein Mann fragte: „Kannst Du mir verzeihen, Adele?"

Ich ließ ihm meine Hand. Was konnte ich thun?

Und denken Sie! Es scheint, der bewehrte Ritter sei zahm geworden, es scheint sogar, er habe mich immer lieb gehabt. Ich glaube, der Mangel an Geduld in meiner Jugend war es, der meine zehn freudlosen Jahre verschuldete. Wir sind jetzt sehr glücklich miteinander, und der Anblick meines Töchterchens weckt keine bedrückende Sorge mehr in mir." — —

Die Dame schwieg, und auch ihre Gefährtinnen blieben überraschenderweise einen Augenblick wortlos. Dann sagte die üppige Blondine leise:

„Und seien wir aufrichtig: In der Ehe üben wir doch zumeist die Herrschaft aus . Man muß sie nur milde ausüben, dann bleibt sie auch gesichert. Ich lasse meinem Manne immer eine gewisse Freiheit, und im Sommer versäume ich nie, eine längere Badereise zu machen — da kann er sich ein, zwei Monate nach Belieben wieder austoben, wenn er Lust dazu hat. Sie vergeht nur zu bald, er aber sehnt sich zum Schlusse immer wieder nach dem süßen Ehejoch zurück. Ja, meine Damen, so barok es klingen mag — ich mache meine Badereise zur Erholung meines Mannes, und das Verfahren sei allen meinen Mitschwestern als wohlbewährt empfohlen! . . ."

Die Kurmusik spielte Adolf Müllers „Narren-Polka", und die Damen hörten mit einem Lächeln auf die heiteren Klänge.

Gedankensplitter.

An manchem hätte man nicht so schwer zu verdauen, wenn man sich's hätte verbeißen können.

Hast Du Dir etwas eingebrockt, strecken Dir hundert Schadenfrohe einen Löffel hin.

Krankenbesuche.

Richtige Krankenbesuche zu machen ist eine Kunst, die leider nur wenige verstehen. Jeder, der einmal ernstlich krank gewesen ist oder die Sorge und Verantwortung für einen theuren Kranken hat übernehmen müssen, wird von geeigneten und ungeeigneten Krankenbesuchen etwas zu erzählen wissen. Es ist daher von ganz allgemeinem Interesse, gewisse Regeln aufzustellen, nach denen sich die Krankenbesuche richten müssen. Zunächst kommt die Tageszeit in Betracht. Zu vermeiden sind ebenso die frühen Morgenstunden wie die späten Abendstunden, ferner die Essenszeiten und auch diejenigen unmittelbar und ein bis zwei Stunden nach dem Mittagessen. Als die beste Stunde des Krankenbesuchs dürfte die Zeit von 4 bis 5 Uhr Nachmittags anzusehen sein und als zulässig die Stunden von 10 bis 11 oder 12 und von 3 bis 6 Uhr. Ebenso wichtig wie die Tageszeit ist die Dauer des Besuchs und die Häufigkeit seiner Wiederholung. Je mehr Besucher sich einfinden, desto kürzer und seltener soll selbstverständlich der Besuch des einzelnen eingerichtet werden. Im Allgemeinen kann man als Regel hinstellen, lieber zu kurze Besuche als zu lange, lieber zu seltene als zu häufige. Das erste Gesetz für das Verhalten bei einem Krankenbesuche ist natürlich die Vermeidung jedes Gesprächs und Wesens, das Unruhe in's Krankenzimmer zu tragen geeignet wäre. Vieles Wesentliche dabei wird ja ohne weiteres durch gute Erziehung und guten Ton geboten. Hervorzuheben wäre vielleicht noch die Vermeidung lauten Sprechens oder Lachens, scharfer Parfüms usw. Zu leises Sprechen und eine unnatürliche Zimperlichkeit oder erkünstelte Vorsicht würden andererseits dem Kranken ebenfalls unangenehm sein. Ueberhaupt muß das Verhalten des Besuchs so ungezwungen wie möglich sein. Schwerer sind feste Verhaltungsmaßregeln für den Inhalt des Gesprächs zu geben, obgleich darauf natürlich das Hauptgewicht zu legen ist. Vor Allem sollte der Besuch nicht auf die Sucht vieler Kranken eingehen, nur von ihren Leiden zu sprechen, oder gar seine eigene Weisheit anbringen und allerhand gutgemeinte Rathschläge ertheilen. Daß unter keinen Umständen die Rede davon sein darf, wie ähnliche Krankheiten bei anderen Leuten aus dem Bekanntenkreise des Besuches einen nachtheiligen Verlauf genommen haben, wird sich jeder einigermaßen feinfühlige Mensch selbst sagen. Dagegen ist ein verständnißvolles Eingehen auf die Bedürfnisse der Kranken geradezu eine Grundbedingung für einen richtigen Krankenbesuch, und zwar nicht nur ein solches mit Worten, sondern auch mit kleinen Dienstleistungen. Durch eine reizbare oder gereizte Stimmung des Patienten darf man sich nicht erbittern lassen, da sie häufig nur ein Deckmantel für ein schweres inneres Angstgefühl ist. Der Kranke wird immer gern bereit sein, eine solche „Maske der Angst" abzuwerfen, sobald er merkt, daß er beim Besucher auf Verständniß rechnen kann. Sehr heikel ist die Frage, wie man ein Trostwort bei einem Kranken richtig anzubringen hat. Gutes Zureden, namentlich wenn es mit einer erzwungenen Lebhaftigkeit und Theilnahme geäußert wird, führt sehr oft nicht zu dem gewünschten Zweck. Hier kann überhaupt nur die Menschenkenntniß entscheiden, da selbstverständlich ein Hypochonder anders behandelt werden muß als ein willensstarker Optimist. Viel erörtert wird die Frage, ob und inwieweit einem Kranken die Wahrheit über seinen Zustand mitgetheilt werden soll. Niemals sollte man einem Kranken etwas Unwahres, aber auch nicht alles, was man für wahr hält, sagen. Ein gelegentliches Verschweigen von Thatsachen ist wohl zu billigen, oder zu empfehlen, wenn es für das Gemüthsleben eines Kranken vortheilhaft erscheint. Die Aeußerung directer Unwahrheiten dürfte in den meisten Fällen auch eine Unklugheit sein, da der Kranke durch einen Argwohn oder gar einen Beweis der Täuschung alles Vertrauen verlieren müßte. Noch nachtheiliger als gegenüber einem Besucher würde das selbstverständlich gegenüber dem Arzt sein. Bei schweren Krankheiten ist eine Verschleierung der Thatsachen in den meisten Fällen angezeigt, jedoch kann unter Umständen die Ungewißheit für denKranken quälender sein als selbst die volle Wahrheit.

Ein edler Mensch.

Professor Dr. Schöngeists Töchterlein, die seit einem halben Jahre die höhere Töchterschule besucht, geht an einem warmen, schönen Frühlingsnachmittag mit ihrer Mama außer der Stadt spazieren. Aus dem Munde Papas hat sie schon so viele Citate und Aussprüche von Dichtern gehört, daß sich die schönen Worte in dem kleinen Köpfchen gar nicht so ganz zurecht finden, und die etwas nervöse Frau Mama oft ihre liebe Plage hat, dem wißbegierigen Kinde stets das Verlangte zu erklären. Eben will Klein = Elschen wieder mit einer Frage sich an die Mutter wenden, als sie beide auf einer kleinen Rasenanhöhe einen Betrunkenen liegen sehen, der, das Gesicht dem Erdboden zugewendet, mit ausgebreiteten Armen im warmen Soonnenschein Siesta hält und lustig darauf losschnarcht. Elschen, mit der Verderbtheit der Menschen noch wenig bekannt, will neugierig stehen bleiben. Als sie aber von der sorgenden Mutterhand sanft fortgezogen wird, meint sie bewundernd: „Nicht wahr, Mamachen, das ist so ein edler Mensch, von dem Papa neulich sagte: er hört den jungen Frühling rauschen und lauscht dem Pulsschlag der Natur?" —